

Auch blinde Hühner können fliegen

Michail Sostschenkos

Wie mit Gabeln aufs Wasser geschrieben und der persona verlag

Es gellt ein Schrei: „Die Russen kommen!“ Das konnte vieles bedeuten: die berüchtigten Kosaken, die ihre Pferde im Rhein tranken, oder reisende Adelige, die dasselbe, mit sich, in Rheinwein taten, Emigranten, Studenten, Nichtsteuer oder Schriftsteller, Dichter. Letztere bilden zwar nur eine Berufskategorie, können also alle übrigen Eigenschaften nebenbei in sich vereinigen, sie zählen jedoch zu denen, an die man sich in Deutschland noch am liebsten erinnert. Vielleicht weniger in Gestalt eines Dostojewski, der in Baden Baden sich um Kopf und Kragen spielte, eines Turgenjew im lieblichen Sinzig, gewiß aber in der Form ihrer literarischen Schöpfungen.

Dabei sollte in dieser kurzen Übersicht nicht allein den „alten“ und mal mehr, mal weniger bekannten Russen wie Gogol, Puschkin, Tolstoj, Lermontow oder Mamin-Ssibirjak gedacht werden. Die russische Literatur respektive ihre Autoren hatten hierzulande fast immer Konjunktur. Dies ist wohl dem Blick in ein irgendwie greuliches, unergründlich wirkendes Land geschuldet, von dem man nicht weiß, wie nahe es mit uns tatsächlich verwandt ist. Fast erstaunt erfährt man hier und da, daß dieser Gedanke für uns in Zentraleuropa gilt, und nur mit großer Einschränkung auch für Rußland selbst. Russen waren immer hier, unterwegs, schauend, beobachtend, lernbegierig und mitnehmend, formten sie in ihrer Heimat, in ihrer Sprache, mit ihrem Geist Neues, Außergewöhnliches, Alltägliches und Gemeines. Und dabei ist Gewalt im Spiel, viel Gewalt. Gewalt in ihren Geschichten und Gedichten, Gewalt in unseren Köpfen, denken wir an Rußland, nehmen wir die Wirkung wahr, die der Ton ihrer Sprache, ihrer Literatur, die Überwältigung durch ihre Themen, Figuren und Deutungen ausübt. So werden wir, aus unserer augenscheinlichen Klar-

heit und begreifenden Wärme herausgeschleudert, plötzlich an einen eisigen Pol des Möglichen geworfen.

Man kann kaum sagen, welche Gattung russischer Literatur beliebter ist: schmerzliche Romane, tuberkulöse Erzählungen, hungrige Novellen oder trunkene Satiren. Die Beliebtheit hängt durchaus von den gleichen Moden ab, denen auch das hiesige Schrifttum unterworfen ist. Die Satire jedenfalls zählt womöglich zu den schönsten und gelungensten Kunstformen, vielleicht ist sie gar die ureigste, die Rußland der Welt geschenkt hat. Daß sie sich bereits im 19. Jahrhundert zu großer Blüte entfaltete, kann als weiterer Beleg dafür genommen werden, wie stark und schnell die Ideen Mitteleuropas im Land des Winters aufgegriffen wurden. Die Gründe dafür mag man kurzerhand in der Starrheit der politischen Systeme suchen, dem autokratischen Zarentum, dem mitunter gleichfalls brutalen Vorwärtsgreifen der Bolschewiki. Wohl auch deshalb genossen die Satiren gerade in diesem Jahrhundert in der BRD wie in der DDR großes Ansehen und schufen Vergnügen. Ein Vergnügen der Bestätigung oder eines des Mitleidens, einer Hoffnung.

In diesem Jahr erschien in einem kleinen Mannheimer Verlag eine als persönlich zu wertende Auswahl ergötzlicher Geschichten aus der Feder Michail Michailowitsch Sostschenkos unter dem Titel *Wie mit Gabeln aufs Wasser geschrieben*. Die Übersetzung, Auswahl und Zusammenstellung besorgte der aus der DDR stammende langjährige Übersetzer Thomas Reschke, der sich der schwierigen Aufgabe, Autoren wie Wesjoly, Bulgakow oder eben Sostschenko ins Deutsche zu transkribieren, stets mit großer Mühe und gewissenhafter Meisterlichkeit stellte.

Sostschenko, der gern als der Mann, der nicht lachte, vorgestellt wird, war eine nicht ganz untypische Person, wie sie die wilde, chaotische Geschichte Rußlands in den letzten einhundert Jahren des öfteren hervorbrachte. Abgesehen davon, daß bereits das Jahr seiner Geburt in den Angaben zwischen 1894 und 95 schwankt, wirkt es doch, nimmt man das letztere, wie ein ironisches Anagramm, daß er 1958 verstarb. Zwischen beiden Daten lag ein Leben von Höhen und Tiefen, von Achtung und Verachtung, mehr Leid als Freude. Geboren als ein Sprößling einer alten Adelsfamilie, mal Jurakandidat, mal Offizier im Weltkrieg, mal Soldat in der Roten Armee, Kriminalagent und vieles mehr, widmete er sich anfangs eher nebenbei der Schriftstellerei, hauptsächlich damit beschäftigt, in wechselnden Berufen und Anstellungen ein Lebensauskommen zu finden. Doch bald schon, ab den zwanziger Jahren, wurde er von der Gunst des Volkes zum scharfschnittigen Zeichner des Alltagslebens und der Schwierigkeiten beim „Aufbau des Sozialismus“ emporgehoben. Seine Satiren wurden vor allem in Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt, erschienen bald in Sammelbänden und von 1929 bis 1931 gar in einer mehrbändigen Ausgabe. Als vielseitiger Autor beschränkte Sostschenko sich nicht auf jene satirischen Notizen, auf die sich sein Ruhm gründete. Sein Œuvre umfaßt mithin das bekanntere Erzählwerk *Das Himmelsblaubuch* (1935), betitelt in Anlehnung an die politischen Farbbücher, ein ironischer Katalog menschlicher Eigenschaften, wie der bisher nicht übersetzte Roman *Die wiedererlangte Jugend* (1933) oder Kindergeschichten.

Der persona verlag, dem wir jene Neuauflage von Satiren Sostschenkos aus zwanzig „tollen“ Jahren von 1923 bis 1943 zu verdanken haben, verdient an dieser Stelle

einige Worte. Der Verlag wurde, wie es seine Gründerin Lisette Buchholz selbst ausdrückte, mit der Absicht ins Leben gerufen, „verschollene und vergessene Texte aus dem deutschen und österreichischen Exil von 1933 bis 1945 zugänglich zu machen“. Welche Rolle zwei ihrer Vorfahren für ihr Vorhaben spielten, kann man daran ermesen, daß sie einerseits ein gutes Stück Selbstbewußtsein aus dem „größten Bucherfolg der deutschen Aufklärung“, dem *Noth- und Hilfsbüchlein für Bauersleute* von Rudolph Zacharias Becker (1752-1822), gewann und überdies zugegebenermaßen bis dahin keine Ahnung vom Büchermachen besaß. Da der Verlag im wahrsten Sinne des Wortes eins mit seiner Gründerin ist, muß jeder Versuch ihn vorzustellen zugleich in eine kleine Biographie Lisette Buchholzens münden. Der Charakter der Literatursammlung, die in nunmehr 21 Jahren auf 31 Titel angewachsen ist, spiegelt bereits in ihrer sprachlichen Auswahl den Werdegang der Verlegerin. Literatur aus aller Herren Länder, von beispielsweise deutscher, serbokroatischer, französischer, samischer oder hebräischer Herkunft, korrespondiert mit ihrem intellektuellen Lebenslauf, der mit dem Studium der Slavistik, Germanistik und Psychologie begann. Längere Aufenthalte u.a. in Finnland ließen durch Gespräche über die deutsche Vergangenheit in ihr die Befürchtung reifen, daß besonders die Spuren der von nationalsozialistischer Herrschaft Erniedrigten und Bedrängten in ganz Europa vom Staub der Zeit überdeckt werden könnten. Steht nun die Exilliteratur im Mittelpunkt ihres Wirkens, dem Ausfindigmachen verschollener Autoren oder deren Manuskripte, so gesellten sich seltene, um nicht zu sagen einzigartige Werke, wie der erste auf deutsch erschienene Roman lappischer Sprache, *Zeichen der Zerstörung* von Kirsti Paltto, oder emanzipatorische Schriften zur Frauenfrage hinzu – allesamt Romane und Erzählungen, die vom Leben im Ausnahmezustand berichten. Zumeist sind es Krieg und Vertreibung, die als innerer Zenit den Raum der Perspektive bestimmen. So ist es auch kein Zufall, daß gut die Hälfte der Autoren, die Lisette Buchholz betreut, Frauen sind, Frauen wie Ruth Berlau (*Jedes Tier kann es*), Elisabeth Augustin (*Auswege; Das Guckloch*), Hazel Rosenstrauch (*Beim Sichten der Erbschaft; Die Grazie der Intellektuellen*), die vielverlegte Anna Rheinsberg (*Kriegs/Läufe; Wie bunt entfaltet sich mein Anderssein; Schwarzkittelweg*) oder *Frau Wernike* (Bruno Adler). An ihrer am Alltäglichen ausgerichteten Sicht sollen sich die eingefurchten und abgründigen

Ereignisse des 20. Jahrhunderts unmittelbarer, weil erlebnisintensiver und doch distanzierter ablesen lassen. Auf der anderen Seite wollen wir die Männer jedoch nicht vernachlässigen; angefangen mit dem fast vergessenen Alexander Sacher-Masoch (*Die Ölgärten brennen*), dem in einer „radikalen Abrechnung eines Emigranten mit dem Christentum“ begriffenen Richard Errell (*Das Nizzani Fragment*) oder dem ehemaligen Spanienkämpfer Walter Fischer (*Kurze Geschichten aus meinem Leben*).

Die schmuck eingebundenen Köstlichkeiten des persona verlag, die stets vorrätig gehalten werden, können wahrlich als das Werk reiner Individualität angesehen werden. Neben Lisette Buchholz als der Alleskönnerin des Unternehmens sind es Freunde und Förderer, die von der Beratung bis zur Gestaltung der Bücher ihre Kraft zum Erhalt dieses verlegerischen Kleinodes einsetzen. Dem Widerstand gegen die Gesetze des Marktes und dem Willen zur Bewahrung der sensiblen Kunst sei nicht nur der Sozialistischen Verlagsauslieferung gedankt, vielmehr noch dem Lande Baden-Württemberg, das den persona verlag mit der Verleihung des ‚Baden-Württembergischen Landespreises für literarisch ambitionierte Verlage‘ 2001 für seine Anstrengungen würdigte.

Dem Wesen der Satire ist es eigen, ein bestenfalls wohlwissendes Lachen zu erregen, das die ersten Urgründe als eben nicht lächerlich durchschaut signalisiert. Dieser für den damaligen Leser bekannte Hintergrund ist der Alltag in der zu Zeiten Sostschenkos gerade entstehenden Sowjetunion. Der besondere Witz der meisten Satiren Sostschenkos, die zumeist nicht länger als fünf oder sechs Seiten sind, besteht gerade in dem Konflikt proklamierten Fortschritts und sozialistischer Zukunftserwartung mit den auch traditionellen Widrigkeiten und Unzulänglichkeiten eines Landes, das erst kurz zuvor einen langwierigen Bürgerkrieg erlebt hatte. Auch daher ist die Auswahl von Geschichten in dem vorliegendem Bändchen ein großer Gewinn, da die verschiedensten Skurrilitäten thematisch gestreut vorgestellt werden. Der Kampf mit der Bürokratie und faulen, hochnäsigen Beamten, denen auch die Bolschewiki nichts anhaben konnten, indem sie selbst welche wurden, wird abgewechselt mit dem wiederkehrenden Dilemma, keinen Wohnraum oder zumindest eine Hotelunterkunft zu finden, bzw. den Unterwerfungen, in die man sich schicken muß, um sich wenigstens eine zu erschleichen. Daß dem glücklichen Bezieher eines

Hotelzimmers nach einer unter widrigsten Umständen durchwachten Nacht nichts weiter einfällt als die Aufforderung, die er vor einiger Zeit in einer Kolchosa auf einem Schild gelesen hatte: „Schlaf schneller, Genosse, der Nächste wartet auf dein Kissen!“, deutet in seiner Absurdität auf den bereits tief ins Bewußtsein wirkenden Gewissensdruck einer unter Not und zwanghafter Hoffnung existierenden Nation. Nicht allein, daß das Individuum der steten Vergesellschaftung ausgesetzt ist, der Neue Mensch wird darin sichtbar zur technizistischen Meisterleistung im Sozialismus deklariert. Tatsächlich ist aber der Neue Mensch keine bitterböse kommunistische Erfindung, es handelt sich um ein bürgerliches Erbe des 19. Jahrhunderts, dem auch unsere Zeit nur in anderen Formen weiterhin huldigt. Nebenbei fällt im übrigen auf, daß selbst die auch in Rußland bis dahin übliche Anrede „Herr“ durch das allfällige Gemeinschaftssynonym „Genosse“ ausgetauscht wurde, dessen Rücktausch heutzutage erst allmählich geschieht. Die heute gern als verordnete Gleichheit bezeichnete Einebnung der Unterschiede des Standes, des Einkommens und der Stellung galten in der damaligen Sowjetunion nicht nur bei Kadern der Partei als äußerst erstrebenswerte Merkmale einer höheren Stufe der menschlichen Entwicklung. Ihre tagtägliche Enttäuschung über das Ausbleiben solcher Erfolge im werdenden Sozialismus wurde ein frühzeitiges Problem für die Gestaltung einer neuen Gesellschaftsform. Denn der Mensch erwartet am liebsten die sofortige Änderung, vielleicht in der berechtigten Furcht, es werde sonst auf langsamem Wege nicht so recht gelingen, oder weil er es noch lebend erfahren und nicht daraufhin harren und arbeiten möchte, daß den Nachkommen zwar das „Paradies“ dereinst vergönnt sein werde, ihm jedoch nicht. Man kann sich somit sehr gut vorstellen, in welcher kurzen Zeit sich Gewohnheiten, die zuvor noch als antiquiert verdammt worden waren, wieder durchzusetzen vermochten, die jenen vielfältigen Frustrationen entsprangen: „Aurora“ schien in den Pulverschwadern ihrer Kanonen selbst verschwunden zu sein. Weiterhin gibt es Bestechung oder Korruption; Sostschenko erzählt von dem pittoresken Fall eines Gepäckabwiegens, der sich nun auf Umwegen ein Zubrot zu verdienen gedachte.

Doch auch schöne Arten des Scheiterns hält die neue Zeit parat. So erweist sich eine Badewannenkonstruktion noch nicht als fortschrittlich genug und gibt dafür der scheinbar überwundenen Sünde der Gier neue Nahrung. Oder Künstler, der

miserablen Lage in den Städten überdrüssig, hoffen auf Versorgung und Anerkennung in der Provinz. Der frohe Mut wird gestärkt durch die Gewißheit, die Massen stünden hinter ihnen, die „reine Kunst“ sei immer schon eine Kunst des Volkes gewesen. Die Demütigung eines Publikums, das keine Bildung, das „reine“ Unterhaltung will, ist gnadenlos, ganz wie das Leben, das sich dem puren Gedanken entzieht. Unverständnis für die Lebensweise, die Interessen, ja die Daseinsziele des einzelnen Menschen oder spezieller Gruppen ist ein zusätzlicher Faden, mit dem die Erzählungen gebunden werden. Die Vorstellung, die Absichten aller ließen sich in eine Richtung führen, übersieht völlig, wie viele verschiedene Absichten bereits in einer Person widerspruchsvoll nebeneinander keimen können. Die Konstruktion einer ganzen Gesellschaft, eines Staates gleicht der Überforderung, der auch Sisyphos nicht Herr werden konnte. Auf aktuelle Bezüge zu irgendwelchen Reformvorhaben möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich verzichten.

Der Witz, die geistreiche Persiflierung, die Sostschenko auch in der Ära Stalins nicht aufgab, obgleich zu bemerken ist, wieviel sanfter und umwundener sein Stil unter dem starken Manne wurde, verdankt sich zweierlei Kunstgriffen. Sein Erzähler entstammt dem städtischen Kleinbürgertum, das aufgeblasen, frech, beschränkt, sich

anpassend und beugend, einsaugend wie ausscheidend, mit prinzipieller Oberflächlichkeit die Lücken im System zum angenehmen Leben sucht. Die Kategorien der Opportunität definieren die Erlebnisse der Menschen vollkommen neu. Der wahrlich revolutionäre Umsturz aller Verhältnisse und Beziehungen, die Unverständlichkeit der theoretischen Begriffe des Marxismus und die Möglichkeiten, die sich für die meisten nun bieten, gebiert die Fortsetzung der Revolution als Chaos der Unbegreifbarkeit. Es macht vor nichts halt; das Persönlichste, die Liebe, wird zum öffentlichen Geheimnis. So erzählt die Geschichte von der „Aristokratin“ von einem Proletarier, der eine Bourgeoise anhand von Goldzähnen sucht und eine Kleinbürgerin findet, die im Range aufsteigen möchte.

Der zweite Kniff Sostschenkos geht auf den künstlerischen Einfallsreichtum Gogols zurück. Da die Beschreibung der Realität mit den sprachlichen Mitteln der Realität leider oft zu Irrealität und Langeweile führt, dient der „Skaz“ diesem Problem zur Abhilfe. Mit einer Anhäufung von überflüssigen Füllwörtern, falsch gebrauchten Begriffen, syntaktischen Umstellungen und Fehlern oder schlicht verkehrt gesprochenen Wörtern wird ein Jargon erzeugt, der sich der natürlichen Umgangssprache der niederen, ungebildeten Schichten annähert und ihr somit lite-

rarischen Zugang verschafft. Dem Leser wird die Illusion der Kunst als erlebbare Wirklichkeit vorgegaukelt. Kraftvoll und direkt überschreitet die Kreation die Schwelle zum Organischen. Ihre Konfusionen bilden zugleich aber auch einen Hort ständiger aberwitziger Irritation, die sich der geforderten geometrischen Zeichnung des Dasein widersetzt. Auf solche Art wird die Freiheit als Unkontrollierbarkeit aus der fest gedachten Ordnung einer Gesellschaft wieder entwunden. Sostschenkos Bemühungen, auf diese Weise die Welt des gemeinen Mannes dem gemeinen Mann wiedererkennend zugänglich zu machen, dürfte zur großen Popularität seiner Satiren maßgeblich beigetragen haben. Dem erfahrungsreichen Übersetzer Thomas Reschke gelang es bei allen Schwierigkeiten, die der Übertragung dadurch bereitet werden, eine ausgezeichnete deutsche Fassung vorzulegen, in der er gleichermaßen Gespür, Genauigkeit und ein sensibles Wahrnehmungsvermögen unter Beweis stellt. Dadurch wird dem Leser ein Genuß beschert, der als berauschendes Vergnügen am unzulänglichen Menschsein zum Glück nie ein Ende finden kann. Sostschenko lesen heißt, nicht nur ein Stück sowjetischer Geschichte, sondern sich selbst in seinen eigenen Augen zu entdecken.

ANDREAS JÜNGLING